

Christian Moser: *Buchgestützte Subjektivität. Literarische Formen der Selbstsorge und Selbsthermeneutik von Platon bis Montaigne*. Tübingen (Niemeyer) 2006 (= *Communicatio*, Bd. 36). 764 S.

Die Studie Christian Mosers gilt einer für die abendländische Literatur- und Wissenschaftsgeschichte grundlegenden Verfahrensfigur, die in der antiken Kultur ihren Anfang nimmt: der Erkundung des Selbst auf dem Weg über die Lektüre des Buchs bzw. der Bücher. Damit steht eine Kulturtechnik zur Diskussion – die des selbstreferentiellen Lesen und Schreibens –, in der ein im buchstäblichen Sinne philologisches Projekt mit der Geschichte der Konstitution und Entfaltung des vor- und frühneuzeitlichen Subjekts zusammenfällt. Den historischen Werdegang dieser Figur der reflexiven Erkenntnis des Selbst über die Lektüre von Texten umreißt Moser in einem weitgespannten geschichtlichen Bogen, der von der Anlaufphase des Konzepts in der klassischen Antike (Sokrates, Platon) bis in die Renaissance (Petrarca, Montaigne) führt. Die Perspektivierung dieses weiten Untersuchungszeitraums orientiert sich dabei an dem heuristischen Leitgesichtspunkt zweier für die nachgezeichnete Problemgeschichte konstitutiver Umbrüche: der Epochenschwelle zwischen Antike und frühem Christentum einerseits und derjenigen des Beginns der Neuzeit mit der Renaissance andererseits (vgl. 28). Diese Dimensionierung des erörterten Problems beleuchtet zugleich eine bei aller historischer Differenz in der Technik der Lektüre sich abzeichnende unterschwellige Kontinuität, die die frühneuzeitliche Buchkultur mit ihren antiken Vorläufern verbindet. Eine entscheidende Zäsur vollziehe sich, so die Annahme der Arbeit, erst mit dem Aufkommen einer Erkenntniseinstellung, die das Selbst und damit dessen mögliche Erfassbarkeit ganz in einem nunmehr autonom gesetzten Denkens verortet. Für diese Ablösung des Subjekts »aus seiner Bindung an das Buch« (5) steht in Mosers Rekonstruktion das Descartessche *cogito*.

In methodischer Hinsicht liegt der Studie ein problemgeschichtlicher Ansatz zugrunde, der begriffliche Gesichtspunkte, die sich aus der dreistelligen Konstellation Selbst – Lektüre – Erkenntnis ergeben, mit einer textnahen philologischen Erschließung der Quellen verbindet. Hierbei verfolgt die Arbeit überdies eine Vorgehensweise, die zwischen einem hermeneutischen und einem (zum Teil in Auseinandersetzung mit Foucault entwickelten) stärker wissenschaftsgeschichtlichen und kulturtheoretischen Zugang zu vermitteln sucht. Den Einsatz der Erörterungen bildet dabei die Beobachtung, dass für das antike und frühneuzeitliche Individuum das Buch bzw. die Lektüre nicht ein Mittel der Selbsterkenntnis neben anderen bedeutet, sondern das Mittel schlechthin. Gerade diese (nahezu) Ausschließlichkeit macht den fundamentalen Status des buchbezogenen Erkenntniskonzepts aus: »Das vormoderne Subjekt konstituiert sich, indem es liest« (9). Auch diejenige Position, die unter dem Schlagwort der ›Erfahrung‹ eine (scheinbare) Alternative zur buchbezogenen Selbst- und Erkenntnisform eröffnen will (Montaigne), erweist sich, so Mosers schlüssiges Argument, bei genauerem Hinsehen als nurmehr eine neue Modalität der Bucherkenntnis, wie die Metapher vom ›Buch der Welt‹ eingängig bezeugt (vgl. 4). Die buchfundierte Selbstbezüglichkeit, deren Geschichte hier nachgezeichnet wird, bezieht überdies ihr spezifisches Profil nicht zuletzt daraus, dass sie zugleich Selbst*beschreibung* ist bzw. eine solche herausfordert. Wie eng hier die Verfahren des Lesens und Schreibens ineinandergreifen, zeigt sich, wie Moser plausibel darlegt, auch darin, dass die textbasierte Selbstbeobachtung sich bevorzugt in Formen des autobiographischen Schreibens artikuliert (vgl. 8–12). Von daher ist es kein

Zufall, dass die historisch einschlägige über das Buch vollzogene Selbstkonstitution, die *conversio* Augustins, mit dem gattungsbildenden Einsatz der Autobiographie (in ihrer bekenntnisförmigen Spielart) zusammen fällt. In seiner Revision der Geschichte vorneuzeitlicher Subjektivität begreift Moser indessen die Augustinsche Reflexionsformel nicht nur, wie es herkömmlich geschieht, als Einschnitt und Neubeginn. Vielmehr betont er deren Kontinuität mit vorangehenden, antiken Selbstpraktiken, die nicht erst in den beiden Perioden der stoischen Philosophie, der klassischen und der hellenistischen, manifest werden, sondern, wie Moser umfassend ausführt, schon viel früher, in den altgriechischen Debatten um das *gnothi sauton* ihren Anfang nehmen (vgl. 31–48, 66–78).

In dem großen der antiken ›Vorgeschichte‹ gewidmeten Kapitel, das von Sokrates und Platon bis hin zu Seneca und Marc Aurel reicht, stellt die Arbeit als Spezifika der antiken ›Selbstformung‹ vor allem die Techniken der Schrift und der Rhetorik heraus. Durch diese Instrumente gestaltet sich die antike Selbstpraxis als eine ›écriture de soi‹, eine Verschriftlichung und Inszenierung des Selbst, die den Charakter des Gemachtseins und des Künstlichen nicht scheut (vgl. 66–67). Bemerkenswert in diesem Kontext ist die sehr differenzierte und eingehende Auseinandersetzung mit Foucaults Thesen zur antiken Selbstkultur, die Moser auf dem Grund souveräner Quellenkenntnis führt (vgl. 49–72). Das Ergebnis, die schließlich doch vorgenommene Zurückweisung des Foucaultschen Modells der Selbstsorge, mag unterdessen ein wenig erstaunen. Moser erblickt in den antiken Praktiken der Askese und Meditation letztlich doch eine durch die Vorgaben der philosophischen Ontologie restringierte und disziplinierte Einübung des Selbstbezugs, die darauf ziele, das Individuum »einer intakten, mit normativer Geltung versehenen Seinsordnung zu unterwerfen« (68). Hier wäre zu fragen, ob der Begriff der ›Unterwerfung‹ nicht doch eine etwas einseitige, allzu negative Bewertung der antiken Selbstsorge impliziert. Sicher wird man, wie Moser zu Recht geltend macht, sich die antike *paidaia* nicht als einen vom antiken philosophischen Wahrheitsdiskurs gänzlich abgelösten Freiraum des Selbstentwurfs vorstellen dürfen. Gleichwohl bezeichnet die vom diskursiven Modus der philosophischen Rede unterschiedene *Form* dieser Selbsttechniken ein Moment der Differenz, das diese Praktiken zumindest ein Stück weit vom Geltungsanspruch des *logos* distanziert. Auch die Referenz dieser Praktiken, die Perspektive, die in ihnen eingenommen wird, ist zuvörderst die des Selbst, nicht die der übergreifenden Ordnung. Überdies stellen die Verfahren der Selbstsorge (auch wenn man einen Vorrang der Seinsordnung annimmt), in dem Maße, in dem sie Umschriften, Inszenierungen sind, immer auch (deutende) Rekonstruktionen des philosophischen Wissens dar, von denen wohl kaum von der Hand zu weisen ist, dass sie eine Pluralisierung des Wissens betreiben und so Spielräume eröffnen könnten. Überdies wäre auch ein im Vergleich zur christlichen Dogmatik anderer Stellenwert der durch das antike Logosdenken gegebenen Restriktionen einzuräumen. So ist die Sanktion, mit der die mögliche Verfehlung des Ordnungsrahmens belegt ist, unter den Vorzeichen der christlichen Religion, die das Subjekt unter die Alternative von ›gut‹ und ›böse‹, Heil und Verdammnis stellt sicher ein rigideres, in stärkerem Maße machtbasiertes Exklusionsmittel als der womöglich geringere Grad der ›Teilhabe‹ am Sein, der dem Zögling der *paidaia* im entsprechenden Fall in Aussicht steht.

Sehr einleuchtend ist freilich die historische Perspektive, die Moser im Durchgang durch die verschiedenen Phasen und Schulen der antiken Philosophiegeschichte zeichnet. Im Ausgang vom Sokratischen Modell der Selbstprüfung bilden sich, so führt die

Arbeit überzeugend vor, im Zuge der Entwicklung verschiedene, sich zunehmend differenzierende (insbesondere sprachliche und schriftliche) Selbsttechniken heraus, die sich insgesamt zwischen den Polen einer am mündlichen Gespräch unter anwesenden orientierten Erkenntnisform und einer die mediale Distanz betonenden Rhetorik der Schrift bewegen (vgl. 125–172, 225–253). Als Grundform jener antiken Zugänge zum Selbst fungiert dabei die Platonische Dialektik, die in der ›Kunst des Gesprächs‹ ein maßgebliches Formular bereitstellt, dem in der weiteren Karriere der Selbstbeschreibung die der Dialogform affinen Formen des Briefs und des Selbstgesprächs zur Seite treten. In einer feinsinnigen und minutiösen Aufarbeitung dieses Werdegangs beobachtet Moser ein mit dem Aufschwung der Rhetorik in der späteren Antike mehr und mehr hervortretendes Moment der Distanz, die sich zwischen das Selbst und dessen Artikulationen einzieht (vgl. 266–299). Diese Distanzierung, die gleichermaßen einen Abstand zum Adressaten wie zum Selbst markiert, ruft unterdessen neue Formen der Vermittlung auf den Plan, die ihrerseits eine weitere Auffächerung und Verfeinerung der antiken literarischen Selbstkultur in Gang setzen.

Der frühchristlichen Patristik, die in der Folge das antike Selbstprojekt aufnimmt, steht so ein reicher Formenkanon an Erkenntnis- und Selbsttechniken zur Disposition. In dem umfangreichen Augustinus-Kapitel (319–596), das wohl als das Kernstück der Arbeit gelten darf, entwickelt Moser eine höchst interessante und gewagte Reinterpretation des in den Schriften des Kirchenvaters entfalteten Selbstkonzepts. Wenngleich das Selbstverhältnis hier seiner Ausgangsstellung nach ein unter dem Stigma des Erbsündentheorems prekär gewordenes, gleichsam in sich gebrochenes sei, stelle die Hermeneutik, die Augustin zur Erkundung und Bearbeitung jenes Selbst ins Werk setze, keineswegs eine bloße Unterwerfung unter die Autorität kirchlicher Seelenführung dar (vgl. 322–324). Vielmehr leite jene hermeneutische Bewegung, die in den verschiedenen Stadien des Augustinischen Œuvre je andere literarische Formen (Dialog, Institutio, Soliloquium, Confessio) annimmt, eine äußerst ambivalente, zwischen Zweifel und Zuversicht schwankende ›Selbstentzifferung‹ ein, die zuletzt, den absoluten Erkenntnisanspruch der *ratio* zurücknehmend, auf jede totalisierende Perspektive verzichte und so zugleich den Übergang von einer Dialektik Platonischer Provenienz zu einer neuen Form der christlichen Selbsthermeneutik einleite (vgl. 352–386). Dieses in der Augustinischen Reflexion (vor allem in den *Confessiones*) sich abzeichnende Plädoyer für eine neue Form der (Selbst-)Mitteilung ist es auch, das die Autobiographie des Kirchenvaters dazu prädisponiert, eine Vorlage und einen Anknüpfungspunkt zu bieten für eine spätere, neuzeitliche Modellierung des Selbst, die sich als eine spezifisch literarische und ästhetische darstellt.

Als Gegenstück zu Augustinus steht im eingangs skizzierten Untersuchungsrahmen Petrarca, dessen neulateinischen Schriften das letzte Kapitel des Hauptteils der Arbeit gilt (591–726). Petrarca's Selbst- und Erkenntnisbegriff zeichnet sich, so Moser, durch eine eigene Neubestimmung der Vorstellung textbasierter Subjektivität aus, die Aspekte der antiken Lektüre- und Selbsttechniken aufgreift, diese jedoch mit Mitteln der Augustinischen Hermeneutik rekonstruiert. Der Vorgang dieser folgenreichen Transformation antiker Text- und Selbstkonzepte im Werk des humanistischen Autors lässt sich, wie Moser zeigt, im Durchgang durch die Petrarca'schen Schriften verfolgen, wobei die Frühschrift *De sui ipsius et multorum ignorantia*, das *Secretum* und die *Epistolae familiares* besondere Beachtung verdienen (vgl. 603–608, 626–634, 647–666). Der entscheidende Ertrag dieses doppelten Rekurses liegt hier, so die Beobachtung, insbesondere in der

Anverwandlung der Augustinschen literarischen und ästhetischen Verfahrensweisen, die zugleich als Techniken der Alterität und Differenz wirksam werden. Aufschlussreich ist dabei vor allem eine im *Secretum* vorgeschlagene Reformulierung des Lektürekonzepts, die, in gewisser Entsprechung zu Descartes' *cogito*, die neue Selbsterfahrung aufs engste mit dem Vollzug des Lesens verknüpft (vgl. 682–683). Hier radikalisiert sich die tradierte Vorstellung buchfundierter Selbsterkenntnis zur Formel eines lesenden Subjekts, das sich, wann immer und indem es liest – und nur dann –, seiner selbst bewusst und gewiss wird.

Insgesamt stellt Mosers Studie eine höchst interessante, facettenreiche und gewinnbringende Arbeit dar, die vor allem durch ihren sehr sorgfältigen, philologisch disziplinierten und genauen Umgang mit den untersuchten Texten überzeugt. Vielleicht hätte es sich angeboten, die eingehende und subtile Entfaltung des reichen, breit gefächerten Quellenmaterials ein Stück weit zu straffen zugunsten einer stärkeren Profilierung der Systematik des Ansatzes. Dann könnten sich auch der unbedarfteren akademischen Lektüre, die nicht ganz so tief in die profunden Verästelungen der alteuropäischen Buchgelehrsamkeit sich zu versenken vermag, die spannenden Erkenntnisse dieses gewichtigen Werks leichter erschließen. – Zwischen überfüllten Hörsälen und politisch verordnetem Wettbewerb ist die Muße zur buchgestützten *ruminatio* doch arg verknapp!

Linda Simonis

Dirk Naguschewski, Sabine Schrader (Hg.): *Kontakte, Konvergenzen, Konkurrenzen. Film und Literatur in Frankreich nach 1945*. Marburg (Schüren) 2009. 234 S.

Es ist, soviel bleibt als Eindruck, die doch nur behauptbare Unterscheidung zwischen Eigentlichem und Uneigentlichem – seit Lessings *Laokoon* und über die Schwellen der Medienumbrüche des 19. und 20. Jahrhunderts ausbuchstabiert als Oppositionsbildung zwischen dem Reinen und dem Unreinen, zwischen der Dichtung als zeiterzählendem und den bildenden Künsten als raumbezogenen Formungsverfahren, zwischen dem Medium Literatur und dem Medium Film –, die sich auch in den als aktuell gebenden sogenannten ›Intermedialitätsdiskursen‹ als maßgeblich und perspektivgebend erweist, sich als eine vorgeblich tragfähigen Figuration dienstbar für das disziplinären Ordnungsgedanken zeigt. Sie erlaubt Trennungen, Entgegensetzungen, Definitives. Sie verschafft, einmal und wie differenzierend auch immer eingeführt, die so sehr gesuchte wie doch nur scheinhafte Perspektivsicherheit, die jenes mit einem Totalitätserfassungsgestus auftretende hoheitliche Sprechen ermöglicht, wo von Gattungen, von Kulturräumen, von Werken die Rede ist. Wie von ›Film‹ und ›Literatur‹, wenn ›Verfilmung‹ das Thema ist und das ›Filmische in der Literatur‹. Diesen und diesen widmet sich der von Dirk Naguschewski und Sabine Schrader herausgegebene Sammelband *Kontakte, Konvergenzen, Konkurrenzen. Film und Literatur in Frankreich nach 1945*, versammelt ein Vorwort und fünfzehn Beiträge, die aus Perspektive der romanistischen Literaturwissenschaft Filme und Romane nach intermedialen Beziehungen durchmustern und dabei den ein gutes halbes Jahrhundert überspannenden Blick konzentriert auf